

Ihr wollt Authentizität?

Monster Truck nach Peter Weiss „Marat/Sade“

Voyeurismus ist doch ganz was Feines. Schön im Dunkeln sitzen und Fehler suchen, während die Spieler*innen in Bochum auf die Bühne klettern und sich in langer Reihe vor dem roten Vorhang aufstellen. Man registriert jede ungelenke Bewegung, jeden unsicheren Blick, scannt jeden Körper, der vom durchtrainierten Ensemble-Standardmaß abweicht. Und schon sind wir mitten in der Methode Monster Truck: Das Kollektiv erklärt gesellschaftliche Schief lagen nicht, es stellt sie aus – und das unangenehm konsequent. Zu „Marat/Sade“ nach dem Anstaltsklassiker von Peter Weiss treten sie mit einer Gruppe von Laien an, die meisten von ihnen mit psychischer Erkrankung oder geistiger Behinderung.

Die Koproduktion mit dem NTGent ist ein scharfes, gelungenes Spiel um Definitionsmacht, Repräsentation, Freiwilligkeit und Zwang. Wenn der Vorhang sich öffnet und die Handlung, die titelgebende „Inszenierung der Ermordung Jean Paul Marats durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter der Anleitung des Herrn de Sade“ beginnt, wird jede*r Einzelne via Übertitel vorgestellt: der Wohnort, die meist bitter öde Arbeitsstelle und die jeweilige Erkrankung, Einschränkung oder Psychiatrieerfahrung – Eisenmangel, Schizophrenie, Trisomie 21. Ihr wollt Authentizität, der Thrill des echten Schicksals auf der Bühne? Bitteschön, hier habt ihr sie. Die Frage nach Macht und Repräsentation, eins der zentralen Themen aus Weiss' Original, wird hier in irritierenden Bildern greifbar: Wer eine Hauptrolle haben will, muss sich die öffentliche Befragung durch eine unheimliche Autorität gefallen lassen, die nur durch Übertitel kommuniziert: „Was kannst du besonders gut?“, „Mach mal vor!“, fordert sie. Akteur*innen antworten – und machen mal vor. Dabei ist der Grat von interessiert über gönnerhaft bis zu übergriffig recht schmal: Roswitha Kons, die Charlotte Corday spielen wird, soll offenbaren, ob sie schon mal jemandem wehgetan hat, schließlich spiele sie ja eine Mörderin. „Ja“ lautet die Antwort. Wie aus der Pistole geschossen folgt „Wem?“ und „Warum?“, bis sie knapp antwortet: „Das möchte ich nicht erzählen.“ Dafür müssen die Hauptfiguren Corday, Marat (Rolf Fey), die Ausruferin (Sabine Schrader) und de Sade (Renate Stahl) nun bis zum Hals in weißen Kästen verschwinden. Sie werden wortwörtlich zu Material für eine sendungsbewusste höhere Regie-Instanz: Die Profis im Team, Lukas von der Lühe aus dem Bochumer Ensemble, die Tänzerin Dasniya Sommer und Monster-Truckerin Sahar Rahimi schieben die passiven Hauptdarsteller*innen herum. Als würden sie mit Puppen hantieren, übernehmen sie in schönster Anmaßung deren Text und bewegen dazu sogar, durchaus ruppig, die Köpfe und Lippen der „Figuren“. Die Hauptdarsteller*innen werden zu Objekten gemacht, so wie es Menschen täglich geschieht, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen: Objekte der Fürsorge, der Medizin und Forschung, des Mitleids, der (Schreckens-) Faszination, des Urteils anderer, der Kunst.

Der Text des Dramas ist auf kurze Monologe und Zusammenfassungen eingedampft. Nach der Ermordung Marats, mit der Kons endlich autonom agiert, wechselt der Abend komplett den Stil: von der Stenge des Revolutionärs Marat zum Lustprinzip de Sades. Jetzt übernehmen die, die bisher nur „das Volk“ wie Museumsgespenster unter weißen Tüchern verborgen herumstehen durften. Eine Krokodil-Hüpfburg sprengt das graue Bühnenpodest, die Revolution wird zur Schaumparty. Wer mag, zeigt das, worauf er oder sie Lust hat, es wird betont unkoordiniert gerappt, getanzt und der eine oder andere Popsong inbrünstig persifliert.

Die fröhlich anarchische Feierlaune kippt, als sich Marquis de Sade, gespielt von Dragqueen Renate Stahl, als Partydiktator*in entpuppt und die anderen mit ihrer Idee vom Individualismus auf Linie bringen will. Schnell erkennt Napoleon (Daniel Beisbart) ein Machtvakuum und kürt sich zum neuen Alleinherrscher. Die Gruppe guckt, wendet sich ab, zieht Sturmhauben über und formiert sich mit erhobener Faust zum stummen Protest. Das geht alles recht schnell, un der zweite Teil fällt gegenüber der klaren Formensprache des ersten unweigerlich ab. Dennoch ist „Marat/Sade“ ein fordernder Abend, der der Theaterszene samt ihrer bis heute oft paternalistischen Repräsentationstradition souverän und rotzig den Spiegel vorhält.

Cornelia Fiedler